

Linda Winterberg  
Aufbruch in ein neues Leben

Hinter *Linda Winterberg* verbirgt sich Nicole Steyer, eine erfolgreiche Autorin historischer Romane. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Töchtern im Taunus. Bei atb und Rütten & Loening liegen von ihr die Romane »Das Haus der verlorenen Kinder«, »Solange die Hoffnung uns gehört«, »Unsere Tage am Ende des Sees«, »Die verlorene Schwester«, »Für immer Weihnachten« und »Die Kinder des Nordlichts« vor.

Drei junge Frauen beginnen im Juli 1917 ihre Ausbildung zur Hebamme an der neueröffneten Frauenklinik in Neukölln bei Berlin. Edith Stern, die aus reichen Verhältnissen stammt und sich gegen den Willen ihrer Eltern für die Ausbildung entschieden hat. Die Arbeitertochter Margot Bach, die all ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben in die Ausbildung zur Hebamme legt. Luise Mertens ist bei ihrer Großmutter, einer Hebamme, in Ostpreußen, aufgewachsen und will in ihre Fußstapfen treten. Eines ist ihnen gemeinsam: Sie träumen von Unabhängigkeit und davon, Frauen in den schwierigen Kriegszeit zu helfen.

Linda Winterberg

# Aufbruch in ein neues Leben

Die Hebammen-Saga



aufbau taschenbuch



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

ISBN 978-3-7466-3546-0

Aufbau Taschenbuch ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2019

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2019

Umschlaggestaltung [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de), München

unter Verwendung eines Bildes von mauritius images / Yegorovnick / Alamy

Innengestaltung Vanessa Funke

Gesetzt aus der Whitman durch Greiner & Reichel, Köln

Druck und Binden CPI books GmbH, Leck, Germany

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

BERLIN, JULI 1917

Luise blickte staunend aus dem Zugfenster. So hatte sie sich Berlin immer vorgestellt: breite Straßen mit mehrgeschossigen, herrschaftlichen Häusern, die Bürgersteige genauso belebt wie die Fahrbahnen, auf denen sie neben vielen Kraftdroschken auch einige Automobile fahren sah. Diese Stadt würde also in den nächsten Jahren ihre Heimat werden. Oder besser gesagt, das direkt angrenzende Neukölln, wo sie in wenigen Tagen ihre Ausbildung zur Hebamme beginnen würde.

Wieder spürte sie die Aufregung, die sie in den letzten Tagen und Wochen begleitet hatte. Dann musste sie an ihre Großmutter Else denken, von der sie sich heute Morgen tränenreich verabschiedet hatte. Als sie auf das Fuhrwerk ihres Nachbarn gestiegen war, das sie zum nächsten Bahnhof bringen sollte, war die alte Frau, die zwar Mühe beim Gehen hatte und doch ständig in Bewegung war, noch lange vor dem alten Holzhaus mit den grün gestrichenen Fensterläden stehen geblieben, die Hand schützend gegen die Sonne erhoben, und hatte ihr nachgeblickt. Es war das erste Mal, dass Luise ihre Heimat, das kleine Dorf Eckersberg in Ostpreußen, verließ. Seit sie ihre Eltern im Alter von vier Jahren nach einem Unfall verloren hatte, lebte sie im Haus ihrer Großmutter. Von ihrer Mutter hatte sie das kastanienbraune Haar geerbt und die etwas zu breite Nase. Von ihrem Vater den Sturschädel, wie ihre Oma behauptete.

Else war die einzige Hebamme in der Umgebung. Da sie allein stehend war und es niemanden gab, der auf Luise hätte aufpassen können, nahm sie ihre Enkelin immer mit. Bereits als kleines Mädchen war sie mit stöhnenden Frauen über Äcker gelaufen, hatte sie

winseln und schreien gehört und ihnen zur Beruhigung nächtelang all die Kinderlieder vorgesungen, die sie kannte. Wie hatte sie sich jedes Mal gefreut, wenn ein kleiner Erdenbürger das Licht der Welt erblickt hatte! Und wie stolz war sie gewesen, als sie zum ersten Mal hatte helfen dürfen, ein Neugeborenes zu baden. Und doch hatte ihre Großmutter ihr eines Tages einen Zeitungsartikel unter die Nase gehalten, in dem von dem Bau einer großen Hebammenlehranstalt in Neukölln berichtet worden war. Dorthin sollte sie gehen, hatte sie gesagt, und eine anständige Ausbildung bekommen mit Zeugnis und allem, was dazugehörte. Anfangs hatte Luise sich geweigert. Sie war doch bereits Hebamme, fuhr inzwischen häufig allein zu den Frauen und kümmerte sich problemlos auch um die schwierigen Fälle. Doch ihre Oma war stur geblieben. Die Zeiten änderten sich, und es gebe viele neue Dinge, die eine Hebamme lernen müsse. Als sie von Professor Doktor Hammerschlag erzählt hatte, dem ärztlichen Leiter der Schule, war sie richtig ins Schwärmen geraten. Sein guter Ruf war sogar bis in die Provinz vorgedrungen.

Wochenlang hatten sie gestritten und diskutiert. Den Ausschlag hatte schließlich die schwierige Geburt von Charlotte Sieglers Tochter Maria gegeben. Sie waren in der Nacht gerufen worden. Ihre Großmutter hatte ein Hexenschuss geplagt, weshalb sie nicht hatte mitkommen können. Auf dem alten Gutshof hatte sich die Geburt in die Länge gezogen, und Luise hatte Mühe gehabt, den quer liegenden Säugling im Bauch der Mutter zu drehen. Beinahe hätte die kleine Maria es nicht überlebt. Blau angelaufen, die Nabelschnur mehrfach um den Hals gewickelt, erblickte sie schließlich das Licht der Welt, und es dauerte qualvoll lange Minuten, bis sie ihren ersten Atemzug tat. Luise weinte, als sie das kleine Mädchen ihrer Mutter schließlich in die Arme legte. Als sie erschöpft am frühen Morgen nach Hause fuhr, hatte sie erkannt, dass ihre Großmutter recht gehabt hatte. Sie musste nach Berlin fahren und mehr lernen.

Nach der Ausbildung würde sie heimkehren und Elses Lebenswerk weiterführen.

Eine Durchsage kündigte die baldige Ankunft des Zuges am Schlesischen Bahnhof an. Hier musste Luise aussteigen. Jetzt galt es, dachte sie und holte ihren Koffer aus dem Gepäcknetz.

Auf dem Bahnsteig sah sie sich erst einmal um. Es herrschte reges Treiben. Da waren Soldaten, die von hier aus an die Ostfront fuhren, und die Frauen, Mütter und Kinder, die sich tränenreich von ihnen verabschiedeten. Ein junges Pärchen küsste sich ungeniert mitten auf dem Bahnsteig. Luise beschleunigte ihre Schritte. Sie kannte das Gesicht des Krieges zur Genüge. Auch bei ihr in der Nähe war ein Lazarett eingerichtet worden, in dem sie häufig ausgeholfen hatte. Sie wusste, was den jungen Männern an der Front blühte. Anfangs waren noch alle euphorisch gewesen, Weihnachten sei man wieder zu Hause, hatte es geheißt. Doch schnell war die Ernüchterung gekommen. Hunderttausende waren gestorben, einige von ihnen auch unter ihrer Hand. Wie Johannes, ein junger Leutnant aus Bremen. Ihm hatte sie kurz vor seinem Tod einen Brief seiner Verlobten vorgelesen und dabei seine Hand gehalten. Ihre letzten Worte hatte er jedoch nicht mehr gehört. Bald drei Jahre tobte nun dieser unsägliche Krieg, in dem es nur Verlierer geben würde. So sagte es jedenfalls ihre Oma, wenn sie unter sich waren. Laut durfte man das nicht aussprechen, sondern man musste an der Überzeugung festhalten, dass der Sieg kurz bevorstand.

Am Ende des Bahnsteigs sah sich Luise suchend um. Sie musste zur sogenannten Ringbahn, die sie in die Hermannstraße nach Neukölln bringen sollte. Schließlich entschied sie sich, die ältere Dame zu fragen, die in der Bahnhofshalle an einem klapprigen Holzstand Blumen verkaufte.

»Nach Rixdorf wollen Sie. Da müssen Sie da raus und dann links.«  
Sie deutete zu einem Seitenausgang.

Luise sah die Frau verwundert an: »Nein, nicht nach Rixdorf. Ich möchte nach Neukölln.«

»Das ist doch dasselbe, Mädchen. Haben sie umbenannt.« Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit einem jungen Burschen in Uniform zu.

Luise blieb nichts anderes übrig, als ihr zu glauben. Es dauerte nicht lange, bis ein Zug einfuhr, doch an einen Sitzplatz war in der überfüllten Bahn nicht zu denken. Dicht drängten sich die Passagiere in dem Abteil. Trotz der geöffneten Fenster war die Luft stickig. So viele Menschen auf einen Fleck hatte Luise noch nie gesehen. Krampfhaft hielt sie ihren Koffer fest, die Tasche hatte sie eng an sich gedrückt. Dann endlich rief der Schaffner »Hermannstraße« durch den Waggon. Sie war da.

Als sie aus dem dämmrigen Bahnhofsgebäude in das gleißende Licht der Nachmittagssonne trat, hielt sie erst einmal inne. Die vielen mehrstöckigen Stadthäuser, dazu das dichte Gedränge und die Lautstärke schüchterten sie ein. Die Straßenbahn fuhr laut bimmelnd an ihr vorbei. Automobile, Kraftdroschken und Pferdefuhrwerke fuhren auf und ab. Dazwischen liefen Unmengen von Menschen herum. Vor dem Bahnhofsgebäude saßen zwei Kriegsversehrte und bettelten; unweit von ihr hatte sich eine lange Schlange vor einem Laden gebildet. Vermutlich gab es dort etwas zu essen. Ihre Oma hatte ihr davon erzählt, dass die Menschen in den großen Städten oftmals stundenlang für Lebensmittel wie Butter oder Brot anstehen mussten. Unter den Wartenden entdeckte Luise sogar Kinder, die sich die Wartezeit mit Klatschspielen vertrieben. Das hier war also Neukölln, wo sie die nächsten achtzehn Monate ihres Lebens verbringen würde.

Plötzlich wurde sie von hinten angerempelt. »Hoppla, Verzeihung!« Eine junge blonde Frau in einem dunkelblauen, teuren Ausgekleid lächelte sie entschuldigend an. »Es tut mir leid. Ich wollte Sie nicht umrennen. So ein Trampel hat mich gestoßen.«



»Keine Ursache«, murmelte Luise. Selten hatte sie eine derart schöne Frau gesehen. Ihr Gesicht glich dem der Madonnenfigur in ihrer kleinen Dorfkirche.

»Vielleicht können Sie mir weiterhelfen«, unterbrach die Blondine ihre Gedanken. »Ich muss zum Mariendorfer Weg. Wissen Sie zufällig, wie ich dorthin komme?«

Luise sah die Frau verdutzt an.

»Wollen Sie zufällig zur Hebammenschule? Dann haben wir den gleichen Weg. Ich beginne dort meine Ausbildung zur Hebamme.«

»Welch ein Zufall, ich auch! Das ist ja schön, dass wir uns gleich hier kennenlernen. Mein Name ist Edith, Edith Stern. Und wie heißt du? Wir können doch bestimmt du sagen, oder?«

»Aber ja, gerne. Ich heiße Luise Mertens.«

Sie konnte es kaum glauben. Eine so wohlhabende Frau wollte eine Ausbildung machen? Normalerweise heirateten solche Frauen doch jung und bekamen schnell Kinder. Jedenfalls war das in Ostpreußen so.

Als hätte Edith ihre Gedanken erraten, sagte sie, während sie sich auf den Weg zur Straßenbahnhaltestelle machten: »Ich komme aus Potsdam. Mein Vater besitzt dort ein großes Kaufhaus. Er war gegen die Ausbildung zur Hebamme, aber meine Mutter unterstützt mich, sie findet es richtig, dass ich meinen eigenen Weg gehe. Ich habe mich deshalb mit meinem Vater gestritten. Aber inzwischen hat sich die Lage wieder beruhigt. Meine große Schwester Alexandra, ich nenne sie Alex, interessiert sich für das Geschäft. Sie und ihr Ehemann wollen es eines Tages übernehmen, wenn er, so Gott will, gesund und an einem Stück von der Front heimkehrt.« Edith sah sie erwartungsvoll an.

Luise erzählte mit knappen Worten, dass sie aus Ostpreußen komme, ihre Oma dort als Hebamme arbeite und sie in ihre Fußstapfen treten wolle.

»Oh, wie schön, dann habe ich ja bereits eine Fachfrau an meiner Seite«, freute sich Edith.

Die Straßenbahn kam, und sie stiegen ein. Luise überlegte während der Fahrt, ob sie Edith mögen sollte. Sie war nett, keine Frage. Aber doch recht schwatzhaft und aufdringlich. War dies ein Fehler? Es konnte gewiss nicht schaden, Bekanntschaften zu schließen.

An der Haltestelle der Hebammenlehranstalt stiegen vier weitere Frauen mit ihnen aus. Der Gebäudekomplex, in dem die Schule untergebracht war, erstreckte sich über ein großes Grundstück und bestand aus mehreren Häusern.

»Das ist ja größer, als ich dachte«, sagte Edith. »Dann lass uns mal zusehen, dass wir reinkommen. Gleich am ersten Tag zu spät zu kommen, hinterlässt keinen guten Eindruck.«

Luise nickte.

Als sie durch das schmiedeeiserne Eingangstor trat, entdeckte Luise eine junge, leicht gedrungene Frau, die auf der anderen Straßenseite stand und einen verlorenen Eindruck machte. »Ich komme gleich nach. Nimmst du meinen Koffer schon mal mit?«, sagte sie und lief über die Straße. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich weiß nicht recht.«

»Was wissen Sie nicht recht?«, fragte Luise verwundert.

»Na, ob ich wirklich reingehen soll. Am Ende bringt das Schreiben von der Fürsorgerin nichts, und sie schicken mich wieder weg.«

»Welches Schreiben?«

»Vom Büro des Vaterländischen Frauenvereins. Sie haben mich hergeschickt und gesagt, wenn ich das Schreiben abgebe, könne ich hier meine Ausbildung machen, auch wenn ich kein Geld habe. Aber was ist, wenn das nicht funktioniert und sie mich fortschicken? Und es ist doch auch ungerecht, oder? All die anderen Frauen müssen ja auch für ihre Ausbildung bezahlen.«

Luise wusste nicht, was sie antworten sollte.

Die Frau sprach weiter. »Ich wohne mit meiner Familie in einem der Hinterhäuser in einer Kellerwohnung, nicht weit von hier. Frau Brausitz vom Frauenverein hat sich beim Herrn Professor für mich eingesetzt. Ihr ist es wichtig, dass in der Schule auch Frauen aus den ärmeren Bezirken Neuköllns ausgebildet werden. Wir haben uns durch meine Arbeit in einer Kinderkrippe kennengelernt. Ich heiße übrigens Margot Bach. Und du?«

»Wieso denkst du, dass etwas mit deinem Empfehlungsschreiben nicht in Ordnung sein könnte?«, fragte Luise, nachdem sie sich vorgestellt hatte. »Das hört sich doch alles gut an.«

»Weiß nicht, ich kann es einfach nicht glauben. Mir ist noch nie etwas geschenkt worden«, sagte Margot und blickte auf das gefaltete Stück Papier in ihrer Hand, um das Luise sie ein wenig beneidete. »Außerdem ... Mama hat heute Morgen geweint«, sagte sie unvermittelt. »Papas Name hat auf der Liste gestanden.«

Luise wusste sofort, was gemeint war: die Gefallenenlisten, die an den Rathäusern aushingen. Wie schrecklich musste es sein, wenn man den Namen eines seiner Angehörigen darauf entdeckte? Wie elend musste sich Margot fühlen? Kein Wunder, dass sie zögerte und ängstlich war.

»Das tut mir sehr leid«, murmelte sie und berührte sanft ihren Arm.

»Er war in Frankreich, hat oft geschrieben und uns immer Küsse geschickt. Manchmal auch Fotos.« In Margots Augen traten Tränen; rasch wischte sie sie ab. »Jetzt steht Mama mit allem allein da, und sie geht ja auch noch in die Fabrik. Zu AEG nach Hennigsdorf, da stellen sie Munition her. Ich war so traurig und hilflos, und da bin ich einfach gegangen. Schließlich hatte ich doch das Schreiben. Aber jetzt ...« »Jetzt weißt du nicht, ob es nicht besser wäre, wieder zu ihr zu gehen«, vollendete Luise ihren Satz.

Margot nickte. Eine Weile standen sie schweigend nebeneinan-

der. Dann holte Margot tief Luft. »Ich gehe wieder. Ich kann sie nicht einfach allein lassen. Danke, dass du mir zugehört hast. Und viel Glück bei der Ausbildung.«

Mit eiligen Schritten ging sie davon. Luise sah ihr nach. Sie sah zum Eingang der Hebammenschule und seufzte. So ging das nicht. Mit eiligen Schritten rannte sie hinter ihr her. Als sie an der Kreuzung zur Hermannstraße ankam, war von Margot nichts mehr zu sehen. Hilflos blickte sie sich um. Und was nun? Irgendwo hier musste sie abgeblieben sein.

»Wer bist du denn?«, fragte plötzlich ein kleines, rothaariges Mädchen neben ihr, das keine Schuhe trug.

»Mein Name ist Luise, und wer bist du?«

»Mathilde, kannst mich aber Matti nennen. Das machen alle so. Was machst'n hier?«

»Ich suche eine Freundin von mir. Ihr Name ist Margot Bach. Kennst du sie zufällig?«

»Klar doch.« Auffordernd sah die Kleine sie an.

Luise verstand. Auskünfte gab es hier nicht umsonst. Sie griff in ihre Tasche, holte einen Groschen heraus und reichte ihn dem Mädchen.

»Margot wohnt gleich dort vorn im vierten Hinterhof links unten.« Matti deutete die Straße runter, drehte sich um und lief davon.

Mit klopfendem Herzen ging Luise zu dem Hoftor, auf das die Kleine gedeutet hatte. Im Innenhof war eine Art Werkstatt untergebracht. Lautes Hämmern erfüllte den ganzen Hof. Zwischen den Hauswänden waren Wäscheleinen gespannt, auf denen weiße Laken hingen. Eine alte Frau stand an einem geöffneten Fenster und beäugte sie misstrauisch. Luise durchschritt den Hof und erreichte durch einen Durchgang den nächsten Hof, der dem ersten ähnelte, nur etwas kleiner und düsterer war. Hier wuschen zwei junge Frauen in

abgerissener Kleidung in einem großen Bottich Wäsche. Sie hielten in ihrer Arbeit inne und sahen Luise neugierig an.

»Wo willst du denn hin?«, fragte die eine.

»Zu Margot Bach«, antwortete Luise, nun doch etwas eingeschüchtert. Auf was hatte sie sich nur eingelassen? Sie kannte sich doch mit dem Stadtleben gar nicht aus. Am Ende geschähe ihr noch etwas als Fremde in diesen finsternen Hinterhöfen.

»Die wohnt da hinten«, antwortete die andere. »Ist eben durch und hat geflennt. Ich hab gleich gesagt, dass das mit dem Hebammending nix ist. Aber sie wollte es mir ja nicht glauben, die feine Dame. Spielte sich auf, als sei sie was Besseres. Das hat sie nun davon. Weggeschickt haben sie sie. Was willst'n von ihr?« Sie sah Luise abschätzend von oben bis unten an.

»Nichts Besonderes«, erwiderte Luise.

»Deswegen läufst ihr auch nach, was?«, fragte die eine und wischte sich mit den feuchten Händen eine Haarsträhne aus der Stirn.

Luise wusste nicht, was sie antworten sollte. Sie entschied sich, mit einem knappen Gruß weiterzugehen. Die eine rief ihr noch etwas nach, doch ihre Worte gingen in dem lauten Lachen einer Kindergruppe unter, die im dritten Hof spielte. Die Häuserwände standen so eng, dass jetzt am späten Nachmittag kaum mehr Licht in den Hof fiel. Die Kinder beäugten Luise neugierig und fragten, wo sie herkam und was sie hier wollte. Luise schaffte es, sie irgendwann loszuwerden, und betrat den vierten Hof, der noch kleiner als der zweite und dritte war. Hinter einem Verschlag standen Mülltonnen, die scheußlich stanken. Rechts führte eine Treppe ins Haus. Luise erkundigte sich bei einem Mann nach Margot Bach. Er deutete mit einem Kopfnicken zur Kellerwohnung.

Luise stieg die wenigen Stufen nach unten. Ein muffiger Geruch schlug ihr entgegen, der ihr für einen Moment den Atem raubte. Dann klopfte sie an die schäbige Holztür, an der ein Namensschild

mit dem Namen *Bach* hing. Es kam keine Antwort. Sie lauschte. Jemand weinte. Das musste Margot sein. Sie legte die Hand auf die Klinke und drückte sie nach unten. Knarrend öffnete sich die Tür und gab den Blick auf eine schmale Kammer frei, die anscheinend gleichzeitig als Küche sowie Wohn- und Schlafraum diente. Am Fenster stand ein kleiner Tisch, daneben eine Anrichte, in der Geschirr untergebracht war. Gleich neben dem Tisch stand der Herd mit Töpfen darauf, und ein Regal mit Gewürzdosen, Tellern und Bechern hing darüber. Gegenüber dem Herd stand ein Bett, eine einfache Pritsche, auf der Margot saß. Eine schmale, nur angelehnte Tür führte in einen Nebenraum. An den grauen Wänden hingen einige Fotos von Familienmitgliedern, die aus besseren Zeiten zu stammen schienen.

»Was machst du hier?«, fragte Margot.

»Ich wollte noch einmal mit dir reden. Bist du allein?« Luise setzte sich, ohne zu fragen, neben Margot und ließ ihren Blick durch den Raum schweifen. »Das ist also eine Kellerwohnung im vierten Hinterhof.«

»Ja, das ist es. In diesem Bett schlafe ich mit meiner Schwester Hilde. Sie ist nur ein Jahr jünger als ich, kümmert sich um unsere kleineren Geschwister und arbeitet stundenweise in der Neuen Welt in der Küche. Ihr Peter ist an der Front in Frankreich. Bisher lebt er noch. Das hoffen wir jedenfalls. Erst gestern kam ein Brief von ihm, der sogar ein Foto enthielt. Er ist Fotograf. Wenn er zurück ist, will er einen eigenen Laden aufmachen. Hilde und ich beten jeden Abend für ihn. Das haben wir auch für Papa getan. Genützt hat es nichts. Mama schläft mit den Kleinen im Nebenraum. Wenn sie mal bei uns ist, denn bis nach Hennigsdorf ist es ein Stück. Meistens übernachtet sie in der Fabrik. Nur am Sonntag kommt sie zu uns. Sie hoffte auf eine Anstellung bei den Britzer Farbenwerken, aber da war alles voll. Die Lotte Kohlhaber von gegenüber ist da letzte

Woche untergekommen. Mama will es auch noch mal versuchen. Wäre schön, wenn es klappen würde.«

»Das wäre es«, antwortete Luise, der zwar die Britzer Farbenwerke nichts sagten, aber wenn Margots Mama darauf hoffte, schien es besser als das weiter entfernte Hennigsdorf zu sein, von dem sie ebenfalls noch nie gehört hatte.

»Mama ist wieder los. Nach Hennigsdorf. Muss ja weitergehen. Wenn sie wegbleibt, wird ihr der Lohn für den Tag gestrichen, und nun kriegen wir nur noch eine mickrige Witwen- und Waisenrente.«

Luise nickte und fragte: »Und was wirst du jetzt machen?«

»Weiß nicht. Erst einmal wieder in die Krippe gehen und dann weitersehen.«

»Weil es dort eine warme Mahlzeit gibt.«

Margots Miene verfinsterte sich. »Was weißt du schon? Ich kenne dich nicht einmal. Läufst mir nach und meinst, mir was erzählen zu können.«

»Aber so ist das doch gar nicht, ich ...«

»Weshalb bist du denn sonst hier?«, unterbrach Margot sie wütend.

»Weiß nicht. Weil ich dumm bin. Bestimmt hat die Einführungsveranstaltung schon angefangen, und ich bekomme Ärger wegen meines Zuspätkommens. Am Ende verpasse ich sie ganz. Aber ich hatte das Gefühl, ich sollte dir nachlaufen. Und meine Oma sagt immer, dass das erste Gefühl meistens richtig ist.«

Margot lachte bitter. »Deine Oma.«

»Ja, meine Oma. Ich bin bei ihr aufgewachsen, denn meine Eltern sind gestorben, als ich vier war.«

»Das tut mir leid«, antwortete Margot.

»Ist nicht schlimm. Mir fehlt die Erinnerung an sie. Ich habe ja meine Oma. Und stell dir vor, sie ist auch Hebamme. Gemeinsam haben wir ganz viele Babys auf die Welt geholt.«

»Und was willst du dann hier, wenn du das schon kannst?«, fragte Margot.

»Oma meinte, es gehöre sich, es richtig zu lernen. So mit Ausbildung. Sie hat ihre ganzen Ersparnisse dafür geopfert, dass ich herkommen kann.«

Margot nickte. »Ich weiß schon, was du mir damit sagen willst. Ich kriege geschenkt, was euch andere Geld kostet. Alle werden so reagieren.«

»Es müssen ja nicht alle wissen, oder? Ich sage es niemanden, versprochen.«

»Bist du dir sicher?«, fragte Margot und sah Luise skeptisch an.

»Ja, das bin ich. Nach den achtzehn Monaten der Ausbildung wirst du als Hebamme viel mehr verdienen als in der Krippe und deine Familie damit besser unterstützen können. Eine warme Mahlzeit bekommst du in der Lehranstalt auch. Und jetzt ist alles gesagt. Ich geh dann mal. Wenn du magst, kannst du mitkommen.« Luise stand auf, verließ den Raum und durchquerte rasch das muffig riechende Treppenhaus.

Sie hatte den vorderen Hof noch nicht erreicht, da war Margot schon neben ihr und sagte: »Sollte ein abfälliges Wort von irgendwem fallen, dann bin ich wieder weg.«